

Vom Gebrauchtwerden



»Kleiner Hund wartet an Info B auf das Herrli!«

Interpädagogika 2007, Salzburg; Messehalle 6. Es ist 17.30 Uhr. Wenn eine Messeveranstaltung zu Ende ist, löst sich die künstliche Welt der funkelnden und bunten Präsentations- und Verkaufsstände in atemberaubendem Tempo auf. Bereits eine halbe Stunde nach Schließen der Tore erinnert kaum noch etwas an Farbenpracht und Lichtspiele. Das anschwellende Durcheinander von Kabeln, Containern, Werkzeug, Papiermüll und nackten Standwänden wird akustisch untermalt durch den Arbeitslärm, den das Zerlegen der Aufbauten erzeugt: eine künstlich geschaffene Ordnung löst sich auf.

Wo räumliche Systematik fehlt, verliert man leicht die Orientierung, besonders wenn dieser »man« ein kleiner Hund ist. Mitten in der emsigen Arbeit schreckte uns die Lautsprecherdurchsage auf: »Ein kleiner Hund mit einer Halleiner Marke hat sich verlaufen. Er wartet an Info B auf das Herrli!« Unser Messehündchen Cherry!

Nachdem ich das verstörte Tier am Fundplatz abgeholt hatte, band ich es an einem Tischbein fest; zum eigenem Schutz der Freiheit beraubt, dennoch zu seinem großem Mißvergnügen.

Bindung ist Schutz

Seit die Welt unserer Kinder von der Welt der Erwachsenen getrennt ist – was als sozialer Fortschritt gefeiert wird – verlieren unsere Kinder abseits der Arbeits- und Lebenswelt ihrer Eltern zunehmend die Orientierung. Wo können sie sich nützlich ma-

chen? In der modernen Arbeitswelt gelten sie als Störfaktor; und ohne ständige Aufsicht sind sie an Leib und Leben gefährdet. Aus diesem Grund haben sich Institutionen etabliert, deren einzige Aufgabe darin besteht, die Welt der Erwachsenen von der Anwesenheit der Kinder »freizuhalten«. Mit der professionellen Beaufsichtigung der Kinder sind sozial-abgabepflichtige Arbeitsplätze geschaffen worden, auch dies soll nicht unerwähnt bleiben. Die Beitragskassen aufzubessern ist schließlich erklärtes Ziel der Politik. Fragen der Kinderbetreuung sind eben auch Fragen in wirtschaftlichen Belangen.

Zu Hause, im natürlich entstandenen Ordnungsrahmen, weiß sich ein Kind wie selbstverständlich frei und sicher zu bewegen. Völlig anders als im vertrauten familiären Umfeld hat es sich in der Institution als eines unter vielen Artgenossen einer Vielzahl von künstlichen Ordnungsregeln zu fügen, welche Spontaneität, Bewegungsradius und Entscheidungsspielraum deutlich beschneiden. Kinder werden zwar nicht, wie mein kleines Hündchen, mittels Leine am Tischbein festgebunden, doch auch ihnen ist es nicht erlaubt, sich vom Ort des gemeinsamen Aufenthalts zu entfernen. Während also Mutter und Vater irgendwo draußen in der anonymen Welt einer unbegreiflich »seltsamen« Arbeit nachgehen, bekommt das Kind einen Platz außerhalb der Wohnung zugewiesen, von dem es sich nicht eigenmächtig entfernen darf: es könnte sich verlaufen, ihm könnte etwas zustoßen, und das kann niemand wollen.

Abgeschoben, niemandem nützlich?

Welche Schlüsse ziehen Kinder, die sich in dieser Lage befinden? Möglicherweise bedrängt sie nur ein unangenehm vages Gefühl, das noch keine Worte kennt. Die Worte könnten lauten: »Man braucht mich nicht.« Oder so: »Ich bekomme in der Welt keine wirklich wichtigen Aufgaben.« Oder gar so: »Bin ich meinen Eltern etwa gleichgültig? Lieben sie mich nicht?« ...

Können wir uns vorstellen, daß manche Kinder unter diesen Umständen entsetzlich leiden mögen, auch wenn man ihnen das nicht ansieht? Sie sind wohlgekleidet, wohlgenährt und mit viel Spielzeug versorgt. Sie spielen, lärmern, essen, ruhen. Sie kennen und wissen es nicht anders. Sie geben niemandem für ihr Unglücklichsein die Schuld. Wer sollte auch schuld sein! Die Antwort ist so simpel wie erschreckend: niemand. Die aktuelle Situation ist ein Ergebnis der allmählichen Entwicklung. Wir alle pflegen Gewohnheiten, deren Sinn und Nutzen nicht hinterfragt werden. Lebenslang gepflegte Rituale verstellen den Blick für das Seiende, aber auch für das, was möglich wäre – was aber mangels Vorstellungsvermögen und Mut zur Selbstkritik nicht verwirklicht wird. Wir entschuldigen das mit den Worten: »Das haben wir schon immer gemacht.« – »Das ist halt so.« – »Die ändern machen es auch so.« – »Heute ist eben alles anders.«

Arbeitsteilung bringt Wohlstand ...

... hat aber auch Nachteile. Natürlich können außer Haus arbeitende Eltern ihre Kinder nicht einfach mitnehmen ins Architekturbüro, an die Supermarktkasse, zur Akkordarbeit in der industriellen Fertigungshalle, an den Sparkassenschalter oder in das Vorzimmer des Zahnarztes. Selbstverständlich dürfen wir Kinder nicht einfach in der Stadt und auf den Straßen herumstreunen lassen, während deren Eltern arbeiten. Und natürlich können nicht alle Eltern ihre Kinder selbst unterrichten. Nun teilen die Kinder das Schicksal des Hündchens in der Messehalle. Für die Zeit, in der die Eltern mit der »ernsthaften Arbeit des Geldverdienens« beschäftigt sind, werden die Kinder, ebenfalls zu ihrem Schutz, in Quarantäne

genommen. Kann es für das emotionale Wohlbefinden sowie die geistig-seelische Entwicklung förderlich sein, wenn wir Kinder den ganzen Tag über an einen Ort verbannen, wo es keine Aufgaben zu erledigen gibt, die als gesellschaftlich nützlich empfunden werden? Sobald dieser Zustand zum Normalfall wird, müssen wir das in Frage stellen.

Gegen den Zwang zur kollektiven Verwahrung

Ehe wir Beschlüsse fassen, die sich als nachteilig für die seelische Entwicklung von Kindern herausstellen, müssen wir ernsthaft darüber nachdenken, ob der Besuch von Kindergärten bzw. schulischen Ganztageeinrichtungen für *alle Kinder verbindlich angeordnet werden sollte*, oder ob die Entscheidungskompetenz darüber nicht besser in der Hand der Eltern verbleiben muss. Der Besuch von Krabbelstube und Kindergarten sollte ein Angebot bleiben, für das sich Eltern freiwillig entscheiden, oder das sie aus Gewissensgründen ablehnen dürfen. Kinderbetreuungseinrichtungen, die im Ergebnis nichts anderes als eine Art »Ans-Tischbein-Binden« praktizieren, sind als Zwangseinrichtungen abzulehnen. Das jedenfalls ist meine persönliche Auffassung.

Jeder von uns will gebraucht werden

Als ich vor einiger Zeit am Postschalter etwas zu erledigen hatte, sah ich mich mit flinken, kleinen Händen konfrontiert: Kinder der Postbediensteten wirkten hinter dem Schalter. Sie hatten an jenem Nachmittag die Erlaubnis, bei der »echten« Arbeit der Erwachsenen mitzuhelfen. Emsig nahmen sie Briefe entgegen und verrichteten sonst noch allerlei Hilfsdienste. Ihre Gesichter leuchteten vor Diensteyer und Stolz. Zu Recht fühlten sich diese Kinder nützlich und beachtet. Was braucht es mehr für ein kleines Erdenglück? Oder auch für ein großes?

Eine Aktion wie auf diesem Postamt stellt natürlich nur eine Ausnahme dar. Aber warum eine *Ausnahme*? Ja, warum eigentlich?

Karin Pfeiffer